

Herwig Wolfram, *Das Reich und die Germanen*. Zwischen Antike und Mittelalter. Siedler Verlag, Berlin 1990. 480 Seiten.

Das Buch gehört einer der beiden Reihen an, die der genannte Verlag unter den Titeln "Die Deutschen und ihre Nation" und "Das Reich und die Deutschen" herausbringt. Als Belehrung, Überblick und zugleich Einführung in die zum Teil immer noch oder bereits wieder brennende Problematik einer Welt, der das historische Verständnis immer mehr abhanden gekommen ist (von historischem Verstehen zu schweigen), mag diese Reihe eine Marktlücke füllen: Daß auch die frühe Zeit in ihren Rahmen gehört und aufgenommen wurde, hat nichts mit einer Freude am Exotischen zu tun, sondern ist aus der Notwendigkeit zu erklären, sich das Grundlegende, Grundsätzliche zu erarbeiten, und dies wird nun einmal mit der Entfernung immer klarer. Je weiter die Bemühungen zurückgehen, desto mehr freilich schärft sich auch der Blick für das Defizitäre der eigenen Rolle, mag man dies selbst als historisch ansehen oder nicht. Das Vorliegende nun wird dieser Forderung in einem hohen Maße gerecht, ja darf sich in eine Reihe stellen mit den einschlägigen Werken, die für die Bewältigung solcher Themen die Norm geben und an denen sich seit dem 19. Jh. die gebildeten Stände erbauten, um für sich selbst neben der Erbauung doch zugleich auch noch mehr zu finden.

Die Epoche der Völkerwanderung als ein in sich geschlossener und überschaubarer Zeitraum hat den Vorteil relativ klarer Kausalitäten wie auch der Möglichkeit von Analogiebildung zu anderen Epochen oder verwandten Phänomenen. Dabei mag es bezüglich der Denk- wie Lebensformen, der historischen Aktionen wie selbst der Kausalitäten nach wie vor Unklarheiten geben, die die eine wie die andere Seite, hier etwa die römische, betreffen, und an eine gewisse Euphorie früherer Generationen hat sich im einzelnen längst wieder die Skepsis angeschlossen. Die zeitliche Eingrenzung und die Kontrollierbarkeit der Verbindungen von dieser Epoche zur eigenen Gegenwart ermöglichen es, daß hervortritt, was klärend wirkt. Die Hefügigkeit der Diskussion, die Einzelnes oder das Ganze betrifft, macht Verf. in seiner Darstellung sichtbar, und dies direkt oder indirekt, indem bereits die Wortwahl Zustimmung, Skepsis oder Ablehnung ausdrückt. Dort freilich, wo er seine eigene Entscheidung vorlegt, ist diese plausibel und begründet.

Dabei beruht die Schwierigkeit wirklicher Erkenntnis nicht zuletzt darauf, daß zur Klärung eine ganze Reihe von Disziplinen berücksichtigt werden muß und neben Ethnologie, Sprachwissenschaft und Archäologie der Forschungsapparat der Mediaevistik zusammen mit dem der Klassischen Altertumswissenschaft strapaziert zu werden hat. Dem Verf. als einem der profiliertesten Erforscher dieses Zwischenfeldes wird es allerdings leicht, aus der Fülle seines Wissens, seiner methodischen Erfahrung und seiner Kenntnis auch der interdisziplinären Zusammenhänge gleichsam die Synkrisis seiner eigenen Erkenntnisse vorzulegen. Daß er zugleich den Rahmen bisheriger eigener Ergebnisse zwangsläufig in einer neuen Weise nunmehr im Vertikalen wie im Horizontalen erweitert, ist dennoch ein großer Schritt. Das Ganze, in 15 Kapitel gegliedert, steht in einer Ordnung, die als ein innerer Zusammenhang auch den pädagogischen und den psychagogischen Postulaten gerecht wird. Die Zeit zwischen dem 3. Jh. und dem Mittelalter, an Verworrenheit und Verwobenheit überreich, könnte eindrucksvoller in ihrer Eigenheit nicht sichtbar gemacht werden. Literaturverzeichnis und ein knapp gehaltener, doch instruktiver Anmerkungsteil ergänzen die Darstellung. Eine differenzierte Zeittafel und ein – vielleicht zu knapp gehaltener – Namensindex runden das Ganze ab. Die Sprache ist eindrucksvoll und zugleich von der für den Verf. auch sonst charakteristischen Plastizität und Gegenwartsnähe, so daß die Lektüre neben vielfältiger Bereicherung zum Vergnügen wird, was sich keineswegs von jedem Band der Reihe sagen läßt.

So gelingt es dem Verf., die Problematik der Voraussetzungen darzulegen (Kap. I; II). Er setzt dabei mit der Analyse der Symptome ein, die, an sich spezifisch, doch andererseits wieder als generell anzusehen, lange zuvor sichtbar werden, ja sich bis in die Anfänge der Kaiserzeit zurückverfolgen lassen. Stärker als hier betont, ist vielleicht die genuin römische Komponente zu berücksichtigen, von der aus erst die barbari-

sche zu verstehen ist. Auf die Frage einer germanischen Gemeinsamkeitsvorstellung geht Verf. mehrfach ein. Seine Sichtung des Materials führt auf die erst neuzeitliche Genese eines Sammelbegriffes, wie ihn etwa das Mittelalter, aus welchen Gründen immer, offensichtlich mied. In der Tat reichen unsere Kenntnisse auch für die Vermutung einer germanischen *Lingua franca* nicht aus, die zumindest weit auseinanderliegenden Stämmen eine Basis von Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft vermittelt haben müßte. Bleibt für den Ethnologen das Schema von Wandervölkern, das auch hier bestimmend war und besonders die Entwicklung im Politischen gestaltete, so ist nicht genug zu betonen, wie sehr unser Blick getrübt ist durch die römische Perspektive, die diese Völker in ein Barbarenschema einordnete und nach den Kategorien ethisch-biologischer Ethnographie behandelte, das sich von der frühen griechischen Geschichte bis auf die eigene Epoche entwickelte, aber seit dem Hellenismus neue Erkenntnisse offenkundig nicht mehr gewann. Die politischen Verhältnisse, wie immer man sie zu bewältigen suchte, wiederum waren in ein Terminierungs- und dem vorausgehend ein Vorstellungsgefüge eingepaßt, das, von einer frühen Imperiumsideologie bestimmt, auch dann beibehalten wurde, als die Fremden deutlich die Überlegenen geworden waren. Dem Romanisierungsgedanken aber steht unverkennbar der der Unvereinbarkeit gegenüber und bestimmt in der Überlieferung das Bild für die Nachwelt auch hier. Die christliche Weltdeutung ändert wenig. Zwischen Selbstdeutung und Wirklichkeit aber verwischen sich allzu leicht die Grenzen, wo Nachweise zu führen es entweder an Fähigkeit mangelt oder gar kein Interesse besteht. Um sprachliche Eigenheiten, die hätten weiterhelfen können, kümmerten sich die römischen Partner jener Stämme der Völkerwanderungszeit kaum, es sei denn um der Kuriosität willen. Anklänge bleiben in ihren Folgen daher fraglich. So hat in der Tat der germanische *reikhs* vielleicht zur Synthese mit dem *rex* verleitet (S. 43): Der Titel selbst indes kann sich in Form wie Inhalt nur auf die genuin römischen Vorstellungen bezogen haben und stellt die gentilen Führer allemal in einen leicht faßbaren Zusammenhang mit der Tradition eines Massinissa, Philipp V. oder Antiochos III.: Vielleicht ist es ein Suchen nach Kompensation, wenn die germanische Selbstdarstellung wiederum ein eigenes Gefüge von Sagen, Mythen und Wundern schuf, das die eigene Vergangenheit bildhaft machen konnte. Verf. geht von einer ständig sich wandelnden Synthese dieser Elemente aus: Held und König gehen dabei früh ineinander über, die natürliche Kausalität in Entstehung wie Entwicklung dieses Phänomens hat die germanische Welt mit fast allen Völkern gemeinsam. Als Allegorie zu den jeweiligen realen Verhältnissen mochte es sich als natürliches Hilfsmittel erweisen, disparate oder gar nicht vorhandene Ordnungspostulate zu verwirklichen, über die man nicht hinwegkam, die sich aber kaum vor der Völkerwanderungszeit durchsetzen ließen: Daß feste Formen des politischen Zusammenlebens sich erst in der räumlichen Nähe zum Imperium und unter dessen Einfluß herauszubilden scheinen (vgl. S. 93), wird sich als das Ergebnis eines Lernprozesses oder aber gelegentlich von physischer Übermüdung verstehen lassen. Wichtiger wieder ist das Interesse des Imperiums an festen staatlichen Gebilden mit stabilen Verhältnissen und politischer Kontinuität, deren Förderung allein sich auf die Dauer lohnte.

Den vorausgehenden, vielfältigen Arbeiten des Verf. entsprechend, ist im Vorliegenden das Bild der Goten von besonderer Transparenz und in seiner Weise modellhaft für die Welt sich herausbildender Staaten und Staatsgebilde im Umfeld des Imperiums. Scheint so spätestens seit 332 aus der Anomalie sich die Analogie zum Imperium zu entwickeln, die alte Frage nach den Absichten und Zielen Konstantins bei der Schaffung des neuen Zustandes ist dennoch kaum zu beantworten. Sie hängt mit der Frage nach dem Realismus zeitgenössischer Imperiumsdeutung zusammen, den mit einer alten Weltherrschaftsidee zu verbinden, es sich die Forschung immer noch zu leicht macht. Nicht immer braucht der Inhalt einer wie immer auch ethisch motivierbaren politischen Propaganda auch ein politisches Programm zu sein. Beides zu verschleiern hatte die römische Imperiumsdeutung ihre Erfahrung, spätestens seit Pompejus sich mit Alexander dem Großen verglich, um seinen Verzicht auf sein Ausgreifen im Osten zu untermalen. Die Imperiumsvorstellung machte es überdies leicht, geräumte wie abgetretene Territorien, 272 wie auch 363, aufzugeben, handelte es sich bei den Kontrahenten doch stets um Partner, die in ihrer Weise ebenso dem Imperium angehörten, so daß derartige Aktionen sich stets lediglich als eine Verlagerung kennzeichnen und mit Beispielen selbst aus der frühen römischen Geschichte untermalen ließen. An eine Wiedergewinnung des gesamten transdanubischen Gebietes von Dacia kann Konstantin nicht gedacht haben, seine Bauvorhaben gehen über die nächste Nähe zur Donau nicht hinaus (vgl. S. 111). Das römisch-westgotische Verhältnis zwischen 332 und 376 muß indes Zeitgenossen als das Optimum einer zwischenstaatlichen Stabilisierung erschienen sein, allen Schwierigkeiten und gelegentlichen persönlichen Emotionen der Agierenden zum Trotz; daß andererseits Valens nach 369 Athanarich grünes Licht für seine Christenverfolgung gab (S. 114), ist dennoch schwer zu glauben.

Das Jahr 376 bedeutet eine welthistorische Mutation, denn sie bewirkt, daß nunmehr die Initiative auf die Barbaren übergeht. Der natürliche nächste Schritt, die verschiedene Behandlung der damit akuten Fragen in Ost und West, bewirkt, daß die beiden Reichsteile auseinanderdriften, isoliert, aber zwangsläufig ohne wirkliche Zukunft sind. Die scheinbare Aufnahme von Foederaten auf Imperiumsgebiet 382 ist demgegenüber von geringem Belang; als wichtiger erscheint in solchem Zusammenhange die Erhebung des Alarich zum rex 20 Jahre später. Die Tatsachen sind bekannt; Verf. bemüht sich um eine plausible Deutung der leidigen Fragen nach dem *hospitium* (S. 174), für deren Lösung er in modifizierter Weise an dem Grundgedanken Goffarts festhält und von einer Unanwendbarkeit der auf ein Provisorium bezogenen Einquartierungs-Schematismen für eine geplante Ansiedlung auf Dauer ausgeht. In der vorgetragenen Deutung allerdings ist überdies auch die Tendenz immanent, die Angesiedelten in der herkömmlichen Weise über kurz oder lang zu integrieren und damit die alte Praxis mit einer neuen Variation zu versehen: In Gallien wie anderen Randzonen indes scheint es bereits der Mangel an Integrationselementen, der die Barbaren zwingt, zu bleiben, was sie sind. Die Parallele zwischen Chlodwig und Theoderich (S. 304) bedeutet den Kern des Buches. Aber während Cassiodor (1,1) ganz offensichtlich die Integration des Gotenvolkes als geradezu dessen Sehnsucht hinstellt (die Nachrichten über Amalasintha und selbst Theodahad passen dazu), ist der Franke gezwungen, etwas zu gestalten, was ohne solche Hoffnungen, ja ohne das Imperium in nächster Nähe als Stütze und Halt dennoch Bestand zu haben versprach. Westgoten und Vandalen war dies offensichtlich leichter, selbst die Avaren haben sich um diese Stütze bemüht. Wie weit Attila eigene Wege ging bzw. gehen wollte, ist unklar, weil seine Herrschaft zu kurz war, um Eigenständigkeit in diesen Dingen erkennen zu lassen. Die anderen Völker sind im Vergleich zu diesen Demonstrationen des Wesentlichen nur Randerscheinungen, Untermalung und Bestätigung, obwohl sie alle ihr eigenes Schicksal haben oder aber, wie die Sklaven, dieses von der Gegenseite her bestätigen. Geiserichs Kriegs- und Seekriegspolitik gegen Rom ließe sich am ehesten als das Ergebnis von Erkenntnissen zur Aussichtslosigkeit der eigenen Lage verstehen, ohne daß freilich wirkliche Zielvorstellungen sichtbar würden. Die Nachricht, er habe Attila zu seinem Zug nach Westen ermuntert, halte ich für eine Erfindung und absurd für eine Zeit, da der Vandalen in bestem Einvernehmen mit dem Kaiser stand und sogar die Segnungen einer zu erwartenden Liaison zu konkretisieren alle Aussicht hatte, die ihm, dem Volk und seinem Reiche vielleicht doch eine künftige, dauerhafte Existenzgrundlage sicherte. Den *rex Maurorum et Romanorum* (S. 245) möchte ich mit Courtois für die Zeit vor der Vandaleninvasion nach Afrika annehmen und in das 3. Jh. setzen. Eine Kontrolle des Gebietes zwischen Ceuta und der vandalischen Westgrenze war allerdings wohl weder 439 Geiserich, noch nach 442 dem Imperium mehr möglich. Stützpunkte besagen wenig, der Vandalenzug durch Afrika 428 ist mir vom Logistischen her nach wie vor ein Rätsel. Mit Recht modifiziert Verf. die These Pirennes (S. 436); zu fragen freilich bleibt nach der Wichtigkeit der von ihm mit Claude betonten maritimen Frage. Mit Recht warnt er vor einer Strapazierung von Monokausalität, und für das Vorliegende scheint der Verfall der politischen Konstellationen um das westliche Mittelmeer seit dem 5. Jh. mehr zu besagen als ein Verfall der Kommunikationsmöglichkeiten, die unter anderen Voraussetzungen funktionierten. Das Jahr 476 bedeutet kein Ende, die Zeitgenossen haben die Absetzung des letzten Kaisers ohne viel Erstaunen registriert, und daß sich beide Nachfolger als Provisorium sehen, kann nicht ohne Einfluß auf die allgemeine Deutung des Ereignisses gewesen sein. Das Ende 576 freilich ließ sich den Zeitgenossen kaum verschleiern, im Westen hatte das Mittelalter schon begonnen.

Man wünscht dem Buch eine wohlfeile Volksausgabe, um den Inhalt, indes auch die Bewältigung des Stoffes und nicht zuletzt die Sprache einem großen Leserkreis zugänglich zu machen.